



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

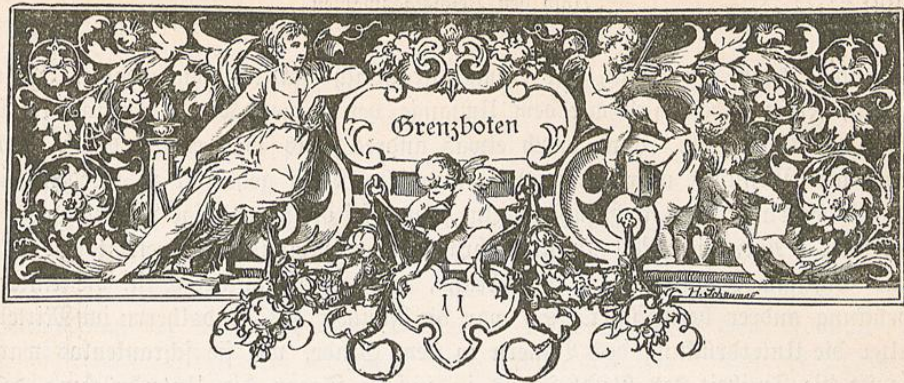
DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Gehlert, A.: Nach den Reichstagswahlen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Nach den Reichstagswahlen

Von A. Gehlert



Es ist Fastenzeit, und unser liebes Deutschland hat es sich nicht nehmen lassen, einen Fastnachtscherz im Großen aufzuführen. Die Anzahl der sozialdemokratischen Stimmen ist wahrscheinlich mindestens auf das Doppelte gestiegen, und zwar — wie z. B. die Wahl in Chemnitz*) deutlich genug zeigt — nicht allein durch überzeugte Sozialdemokraten, sondern mehr noch durch allerhand Leute, denen in ihrer Person, ihrem Gewerbe, ihrer Partei, ihrer Gesellschaftsklasse die gegenwärtige Reichspolitik wider den Strich geht und die ihrer Unzufriedenheit durch die Abgabe des sozialdemokratischen Stimmzettels den wirksamsten Ausdruck geben zu können glaubten. Diese Opposition wider eine patriotische und erleuchtete Regierung stürzte ihre Träger zunächst nicht in große eigne Unkosten. Mögen nur ihnen und uns die nicht bedachten notwendigen Folgen einer solchen Tapferkeit vom Westen her nicht zu zeitig deutlich gemacht werden!

Was an dem Vorgange Erscheinung, d. h. von vorübergehender Wirkung ist, hat für die Erkenntnis geringe Bedeutung. Die Erscheinungen wandeln sich unaufhörlich und in unendlicher Mannichfaltigkeit; nur gewisse Ursachen dazu sind dauernd, weil sie aus der Ewigkeit stammen. Mit diesen Ursachen, ihrer Bedeutung für die seitherige staatliche Entwicklung und unsern heutigen zivilisatorischen Aufgaben haben es die folgenden Bemerkungen allein zu thun.

Mit dem Staate wollen wir lediglich auf eins hinaus, auf die Freiheit. Aber obwohl jedermann das Wort Freiheit im Munde führt, als ob er über die damit gemeinte Sache völlig im Klaren wäre, hat wohl unter hundert

*) Der Verfasser ist sächsischer Reichstagsabgeordneter.

Menschen kaum einer auch nur einmal gründlich darüber nachgedacht. Man meint, Freiheit decke sich mit dem Umfange der eignen Kraft; jemand könne thun, was er wolle, ohne durch etwas andres, als wieder nur durch einen einzelnen Menschen oder ein andres natürliches Ding gehemmt zu werden, die staatliche Einwirkung auf das einzelne Thun sei die unzulässige Aufhebung der Freiheit. Aber diese Art an sich schrankenloser persönlicher Freiheit hat nur das Schlimme, daß sie in dem Maße, wie sie schrankenlos ist, die Unterdrückung andrer herbeiführt. So war die Freiheit des Feudalherrn im Mittelalter die Unterdrückung des Bauern in dem Grade, wie sie schrankenlos war, so ist die Freiheit des Geldbesitzers in unsern Tagen die Unterdrückung des Armen in dem Grade, wie sie schrankenlos ist. Denn sie ist ja immer nur bei dem Starken, niemals bei dem Schwachen, und ist weiter nichts als jene sogenannte, vermeintliche Freiheit in der Natur, die die Maus so lange genießt, bis sie von der Rake gefressen wird. Was man also hier mit dem Worte Freiheit ausdrückt, ist überhaupt keine Freiheit, sondern reine Gewalt, und weil es in der Natur keine Gewalt giebt, die nicht immer wieder von einer andern größern Gewalt unterjocht würde, so kann es in der Natur und mithin auch für den Menschen im Naturzustande gar keine Freiheit geben.

Die Freiheit, die wir Menschen suchen, nämlich das gnadenspendende Himmelskind, das die Schläfe nicht bloß des Starken, sondern auch des Schwachen kühlt, kann nur erreicht werden, wenn der Einzelne seine angeborenen geistigen und körperlichen Kräfte, seine natürliche, an sich schrankenlose Gewalt nicht schrankenlos, sondern nur so weit geltend machen darf, als andre damit nicht unterdrückt werden, wenn er also in den Dienst der Allgemeinheit gestellt ist und seinen Nutzen nur als Anteil am Nutzen aller suchen darf.

Wenn nun die Menschen nach der Vernunft lebten, so würden sie das alles freiwillig thun und glücklich sein. Da sie aber nicht nach der Vernunft leben, sondern nach ihren Leidenschaften und einander mehr Feind als Freund sind, da jeder, unbekümmert um den andern, ja wider den andern nur auf seinen eignen Nutzen bedacht ist, so müssen sie von außen bestimmt werden, ihre Handlungen so einzurichten, wie sie innerhalb der Gesamtheit nützlich oder doch erträglich sind.

Hierzu giebt es zwei Mittel: die Überredung und die Gewalt.

Die Überredung ist das Mittel der Kirche und der Schule. Aber leider steht es mit seinem Erfolg bei der Unvernunft der Menschen schlimm genug. Die christliche Kirche ist mit ihrer Lehre: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“ seit zweitausend Jahren mit Eifer und Aufopferung am Werke. Aber sie hat bis jetzt wenig erreicht. Jeder, der die Dinge gründlich und ohne Vorurteil betrachtet, wird zugeben, daß mindestens unser gesamtes Gewerbeleben, obgleich es um zahlreiche christliche Tempel angefedelt ist, noch immer rein heidnischen und keinen christlichen Geist atmet, daß darin das „Liebe

deinen Nächsten wie dich selbst“ heute noch genau wie zu Jesu Zeit mit Füßen getreten wird, daß die Moral in unserm Gewerbe sich lediglich mit dem Strafgesetzbuche deckt, und nur das zur Not unterbleibt, was das Strafgesetzbuch verbietet.

Es bleibt also nur die Gewalt, das Mittel des Staates übrig. Ja es lassen sich sogar Kirche und Schule oder irgend eine andre Erscheinung der Kultur erst von der Zeit an denken, wo die Organisation des Staates, die Entwicklung der staatlichen Gewalt über den Einzelnen schon weite Fortschritte gemacht hatte. Erst als der durch den Staat geleistete Schutz des Lebens, des Eigentums, der Familie in altersgrauer Vorzeit so weit gediehen war, daß der einzelne Mensch nicht mehr nur wie das Tier seine ganze Kraft und Zeit zur Verteidigung seines Lebens und zu seiner Ernährung nötig hatte, erst da konnte er Zeit und Kraft gewinnen, denken und sprechen zu lernen und sich zu kultiviren. Wenn man sich einen Menschen im Naturzustande vorstellt, ungekämmt und ungewaschen, nackt oder in Felle gehüllt, mit unentwickelter Sprache, und dagegen einen Menschen auf der Höhe unsrer heutigen Kultur, etwa einen Denker, Dichter oder Künstler, so hat man in diesem ungeheuern Unterschiede die Wirkung des Staates bis heute ausgedrückt. Die Geschichte der Zivilisation ist nichts andres, als die Geschichte des siegreichen Kampfes der Staatsgewalt wider die Sorte von persönlicher Freiheit, von der ich oben ausgegangen bin.

Das Wesen des Staates besteht also darin, daß er mit der von ihm ausgeübten Gesamtgewalt seiner einzelnen Angehörigen die rohe, natürliche, an sich schrankenlose Macht der Einzelnen für den Gesamtzweck ordnet und organisiert, indem er hier den Starken einschränkt, dort den Schwachen stützt, daß er den angeborenen, an sich schrankenlosen Egoismus der einzelnen Menschen und Massen den Bedingungen der allgemeinen Interessen unterwirft, und sein letztes Ziel ist, jeden seiner Angehörigen in den Stand zu setzen, sich seines Daseins nach Maßgabe der ihm von Gott verliehenen größern oder kleinern Kräfte neben dem andern in Ruhe und Frieden zu erfreuen.

Nun hat es aber mit den endlichen Dingen die Bewandnis, daß sie in einem Werden oder vielmehr einem Entstehen und Vergehen erscheinen (nicht wirklich sind!), daß z. B. ein Eichbaum zu seinem Wachstum hundert Jahre und länger braucht, Rom nicht in einem Tage erbaut wurde u. s. w. Das endliche Ding Staat ist in uralter, vorgeschichtlicher Zeit entstanden und wird erst mit den Menschen selbst wieder verschwinden. Sehen wir uns auf einen Augenblick seinen Entwicklungsprozeß in der geschichtlichen Zeit an.

Wir Sachsen haben im vergangenen Jahre ein schönes Fest gefeiert, das 800-jährige Jubiläum unsers angestammten Herrscherhauses. Wie sah es in Sachsen, in Deutschland aus, als wir mit den Wettinern anfangen, und wie sieht es heute aus? Damals gab es undurchdringliche Wälder und Sümpfe,

gab es Wölfe und Bären, wo heute das Land einem Garten gleicht, darin sich die Menschen mit ihrer friedlichen Arbeit in blühenden Städten und Dörfern angesiedelt haben. Damals gab es eine Anzahl freier Herren, die sich den Grund und Boden gewaltsam unterworfen hatten, die von Ritter-
sitzen aus eine gewaltsame Herrschaft führten, daneben fast nur Leibeigne und Knechte. Es gab fast keinen freien Bauernstand, das Bürgertum hatte in wenigen besetzten Städten eben erst angefangen sich zu entwickeln, es gab ein kümmerliches Handwerk, keine Industrie, wenig Handel. Wenn wir uns den damaligen Zustand von Land und Leuten gegenüber dem heutigen sinnlich vor die Augen zaubern könnten, so würden wir den ungeheuern Fortschritt deutlich einsehen, der mit der allmählichen Entwicklung der staatlichen Gesamtmacht über den Einzelnen auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit möglich geworden ist. Von Menschenalter zu Menschenalter hat sich der staatliche Schutz auf mehr einzelne Menschen und Arbeitsgebiete erstreckt, wie unsere dicken Gesetz-
bücher beweisen. Die hieraus entsprungene Blüte der Wissenschaft, der Kunst, des Gewerbes, des Erfindungsgeistes u. s. w. hat eine Erweiterung der Genuße unsers Daseins gebracht, von der unsere Vorfahren keine Ahnung hatten, die auch dem Armen bis zu einem gewissen Grade zugute gehen und die wir nur deshalb nicht genügend schätzen, weil wir daran gewöhnt sind, weil wir sie für selbstverständlich halten. Aber der Ärmste unter uns würde heute in seiner Lebensführung nicht mit den Rittern und Herren tauschen, die vor tausend Jahren über weite Strecken Landes geboten. Das Bett, das künstliche Licht, das bequeme Hausgerät, die behagliche Kleidung und Wohnung, die verfeinerte Nahrung, das Bier, der Tabak und unzählige dergleichen Dinge, ganz abgesehen von den Darbietungen der Wissenschaft in den Büchern, der bildenden Kunst, der Musik, der Schauspielkunst, das sind die Mittel, mit denen heute auch der Ärmste den Genuß seines Daseins bis zu einem gewissen Grade erhöht, und die vor tausend Jahren auch dem Reichsten noch nicht oder fast noch nicht zugänglich waren.

Und neben dieser mit der fortschreitenden Ausdehnung der staatlichen Gewalt wachsenden Beteiligung des Einzelnen an der wirtschaftlichen Wohlfahrt ist auch seine Beteiligung an der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten und des Staates selbst, d. i. die Entwicklung zur politischen Freiheit gestiegen. Niemand hat heute mehr eine Macht auf die Person des andern außer auf Grund gegenseitigen Vertrages; alle, vom höchsten bis zum niedrigsten, sind heute beinahe gleich vor dem Gesetz; jeder darf heute seine Meinung in Schrift und Wort beinahe frei äußern, es giebt Selbstverwaltung in der Gemeinde, der Genossenschaft u. s. w., und endlich nimmt heute jeder kraft des allgemeinen Wahlrechts Teil an der Gesetzgebung.

Gewiß, schwer sind die Übel, zahlreich die Leidenden unter den Kindern des Volkes, die uns in unsern Tagen leider noch umgeben, und ich bin gewiß

der Letzte, der gewillt wäre, sie hinwegzureden. Aber so unthätig und nutzlos, wie eine Anzahl unwissender und unfähiger sozialdemokratischer Demagogen es in die Welt schreit, hat sich der Staat in den sechstausend oder zehntausend oder noch mehr Jahren, seitdem er besteht, doch nicht erwiesen! Wir sind auch nicht dazu da, die in notwendiger Entwicklung von Ursache zur Wirkung gewordenen Zustände der Gegenwart zu schmähen, zu belachen oder zu betrauern, sondern wir sind dazu da, sie verstehen und nach Maßgabe dieser Erkenntnis unsre Handlungen einrichten zu lernen. Was für Pflichten legt uns nun die Gegenwart auf?

Der Grad der erlangten politischen Freiheit ist heute kein Gegenstand der Beschwerde unter vernünftigen Menschen mehr. Im wesentlichen dürfen wir ihre Entwicklung mit den Ideen der französischen Revolution für abgeschlossen betrachten. Soweit diese Ideen gesund waren, sind sie der politischen Verfassung unsers jungen Reiches zu Grunde gelegt. Und selbst wo wir in Rechtsgewährungen weiter gegangen sind als andre Völker, z. B. in unsern Preßgesetzen und im allgemeinen Wahlrecht, wollen wir uns das nicht leid sein lassen. Denn je mehr Einzelne bei der Gesetzgebung gehört werden, desto sicherer dürfen wir darauf rechnen, daß jedes berechnete Einzelinteresse berücksichtigt wird. Nur muß es dabei bleiben, daß der Ausschlag nicht beim Parlament, also bei den Einzelinteressen, sondern bei der ihre Autorität aus höherm Ursprünge herleitenden für das Ganze verantwortlichen Monarchie liegt, daß diese gemeinschädlichen Mehrheitsbeschlüssen des Reichstages, wie wir deren früher erlebt haben und jetzt leider wieder erwarten müssen, ihre Zustimmung versagen darf.

Dagegen ist es der Drang nach erweiterten wirtschaftlichen Rechten, der heute die Geister, und zwar mit Recht, bewegt. Es ist die sogenannte soziale Frage, mit der es die fortschreitende staatliche Entwicklung zu thun hat.

Über die soziale Frage befinden sich aber die meisten Menschen in dem großen Irrtum, daß sie sie für etwas Funkelnagelneues, in der Welt noch nicht Dagewesenes halten, für etwas, was erst mit der Fabrikarbeit über uns gekommen sei, für eine Frage, die es nur mit den Lohnarbeitern der untern Klassen zu thun habe. Nein, so liegt die Sache nicht. Die soziale Aufgabe ist so alt wie der Staat selbst. Der aufmerksame Leser wird bereits bemerkt haben, daß bei mir die Wirksamkeit des Staates und der Sozialismus zusammenfallen. Ich sagte, das Wesen, der Zweck des Staates bestehe darin, den angeborenen, an sich schrankenlosen Egoismus einzelner Menschen und Klassen den Bedingungen des Gesamtinteresses zu unterwerfen, rohe, natürliche menschliche Kraft in sittliche Freiheit umzuwandeln. Genau dasselbe will auch der Sozialismus. Auf den verschiedenen Entwicklungsstufen des Staates mußte natürlich das soziale Problem immer in andern Formen auftreten, aber immer hat es sich für den Staat darum gehandelt, einzelnen Klassen — z. B. in der

französischen Revolution dem Adel, der katholischen Hierarchie — Privilegien, d. i. gemeinschädliche Macht, womit andre unterdrückt wurden, zu nehmen und diese andern aus der Unterdrückung zu befreien.

Die heutige Form der sozialen Aufgabe hat es mit gewissen Privilegien, Auswüchsen des Eigentums zu thun, die wir unter dem Namen Kapitalismus zusammenfassen. Ich kann mich hier nicht auf eine erschöpfende Darlegung des Wesens, der guten und der schlimmen Seiten des Kapitalismus, des gegenwärtigen Beherrschers der Welt, einlassen. Ich will nur an zwei Thatfachen, also oberflächlich, zu zeigen suchen, welcher gefährliche Tyrann dieser Herrscher ist.

Die erste Thatfache betrifft eine fast unausrottbare falsche Einbildung der Menschen. Daß im gesellschaftlichen Arbeitsprozeß der Grundsatz der Teilung der Arbeit in unaufhörlichem Fortschreiten begriffen, daß in dem unscheinbarsten Gegenstand unsers täglichen Gebrauchs sehr häufig Arbeit aus allen fünf Weltteilen verkörpert ist, daß der einzelne Mensch heute nicht das erzeugt, was er selbst gebraucht, sondern gerade das, was er nicht gebraucht, daß infolgedessen stets vorgethane Arbeit — enthalten im Material, im Werkzeug, im Gelde u. s. w. — allerorten und unmittelbar zur Verfügung stehen muß, daß es die legitime Aufgabe des Kapitalismus ist, diesen Vorschuß zu leisten und ihn in Verbindung zu bringen mit lebender Arbeit zur Herstellung neuer nützlicher Werte, das alles weiß heutzutage zur Not jeder, der auch nur in die Kinderfibern des Freihandels geblickt hat. Aber nun schließen die wenigsten richtig weiter. Nun fahren die meisten fort mit der Einbildung, daß der Anteil des einzelnen arbeitenden Menschen an dem Erzeugnis und das Erzeugnis selbst zwei Dinge seien, die sich rein von einander trennen ließen. Gesetzt, hier stehe ein Schuhmacher, und da liege ein Stück Leder. Nach einer gewissen Zeit entsteht aus der Verbindung der Arbeit des erstern mit dem Leder ein Stiefel, und nun bilden wir uns ein, daß wir in dem Dinge zwei rein erkennbare und trennbare Dinge vor uns sehen, nämlich eine gewisse Menge von Leder und eine gewisse Menge von Arbeit dieses einzelnen Menschen, des Schuhmachers. Aber in dem Leder einerseits lag wieder die Arbeit des Gerbers, des Fleischers, der die Haut vom Tiere zog, und so ins Unendliche fort, in der Thätigkeit des Schuhmachers wieder die Arbeit, die zur Erlernung des Schuhmachergewerbes, zur Herstellung seines Werkzeuges und so wieder ins Unendliche fort, erforderlich war. Je nachdem nun die im Leder enthaltene, unendlich mannichfache Arbeit geartet war, je nachdem wird die im Schuhmacher ausgedrückte unendlich mannichfache Arbeit am Stiefel geartet sein; also ist die Arbeit des letztern keineswegs für sich erkennbar und für die Beschaffenheit des Stiefels keineswegs allein verantwortlich. Der Gesamtarbeitsprozeß stellt durchaus nicht eine Summe rein von einander unterschiedner Einzelerzeugnisse, sondern einen ununterbrochnen Stoffwechsel dar, dessen Teile untrennbar wirken und nur in unsrer Einbildungskraft von einander getrennt werden können. Die

Sache leuchtet ganz deutlich ein bei Betrachtung des menschlichen Organismus, der ja auch einen Gesamtarbeitsprozeß darstellt. Wir reden wohl vom Auge, vom Ohr, vom Magen, vom Herzen u. s. w., als ob wir ganz genau wüßten, wo alle diese Organe anfangen und wo sie aufhörten. Wollen wir sie aber wirklich vereinzeln, so können wir es nur mit dem Sezirmesser versuchen, d. h. nur so, daß wir den Organismus, den Arbeitsprozeß, der durch einen Menschen dargestellt ist, töten. Dann aber haben wir nicht mehr Organe, sondern nur noch Stückchen Fleisch in unsern Händen, als Organe bestehen sie nur noch in unsrer Einbildungskraft.

Dies ist die eine Thatfache. Nun wendet man aber ein: Obgleich das Arbeitserzeugnis und der Anteil des einzelnen Menschen daran sich nicht genau erkennen und rein von einander trennen lassen, so verhalte es sich doch mit dem Menschen durchaus nicht so. Wenn nicht durch andre, unterscheide sich der Mensch doch von den übrigen Dingen durch sein Selbstbewußtsein und seinen freien Willen, kraft deren er sich an andre anschließen und von ihnen trennen, mithin innerhalb des Arbeitsprozesses ganz nach Belieben das eine thun und das andre lassen könne. Deshalb kommt meine zweite Thatfache: der Mensch ist, mindestens auf wirtschaftlichem Gebiete, mit nichten frei. Ohne Hilfe des Staates sind wir Menschen nicht die Herren, sondern die Sklaven der gesellschaftlichen Zusammenhänge und innern wirtschaftlichen Gesetze. Statt mit spitzfindigen theoretischen Erörterungen, will ich auch das gleich durch Beispiele deutlich machen. Wenn ein Handwerker, der seine Sache fleißig und gewissenhaft erlernt hat, eines Tages findet, daß sein Artikel von der Fabrik billiger verkauft wird, als er ihn sich selbst erzeugen kann, wenn er insofgedessen sich auf die Straße gesetzt sieht, ist er da wirtschaftlich frei? Als der Bauer vor Erlaß der Getreidezölle sein Getreide nicht zu seinen Produktionskosten, sondern nur zu den Schundpreisen in den Seestädten verkaufen konnte, insofgedessen in Schulden und zuletzt in Bankrott geriet, war er da wirtschaftlich frei? Wenn ein Fabrikant sich genötigt sieht, einen unsoliden Artikel herzustellen oder seine Fabrik zu schließen, seine Arbeiter zu entlassen, kurz ruiniert zu sein, weil sein Konkurrent mit dem unsoliden Artikel den Markt beherrscht, ist er da wirtschaftlich frei?

Deutlicher noch wird die Sache bei Betrachtung des Arbeitsvertrages. Dieser ist durchaus keine Frage der Freiheit, sondern der Macht, wenn er zwischen Besitzenden und Nichtbesitzenden geschlossen wird. Dem der Reiche kann mit dem, was er zu verkaufen hat, in der schlimmen Zeit die gute abwarten, aber der Arme, der nichts als seine Arbeitskraft zu verkaufen hat, kann auf die bessere Zeit nicht warten, weil er essen muß. Daher hängt die Lohnarbeit, die körperliche wie die geistige, in ihrem Preise nur von dem Zufall des Angebotes und der Nachfrage ab, und die Frage dabei ist durchaus nicht: Was nützt der Fabrikarbeiter, der Ackerknecht, der vermögenslose Richter, Lehrer,

Minister dem Gemeinwesen, was trägt er zur Kapitalbildung bei? sondern die Frage dabei ist ausschließlich: Zu welchem Preise sind diese Arbeitsarten auf dem Markte zu haben? Der Lohnarbeiter steht einfach unter den Bedingungen der leblosen Waren. Ich beziehe mich hier auf das berühmte sogenannte eiserne Lohngesetz des Engländer's Ricardo, durch das trotz aller Befehdungen desselben durch den bewußten und unbewußten Klassenegoismus dieses Problem endgiltig gelöst ist, und will nur beiläufig noch bemerken, daß der scharfsinnige Nachweis Ricardos von Lassalle und der Sozialdemokratie überall hin bekannt gemacht und mit Recht als unerschütterliche Wahrheit gepriesen wurde, so lange er den sozialdemokratischen Thorheiten eine feste Stütze zu bieten schien; daß er aber selbstverständlich von diesen Leuten totgeschwiegen oder in Abrede gestellt wird, seitdem ihnen bewiesen worden ist, daß gerade kraft des eisernen Lohngesetzes mit der gesamten armfeligen Weisheit der Sozialdemokratie, insbesondere mit der Ungereimtheit der Staatsproduktion, das soziale Problem nicht gelöst werden kann, und seitdem es ihnen im Wege steht bei der Aufreizung der Massen wegen der Getreidezölle und der indirekten Steuern.

Jedenfalls gestehe ich mit Ricardo und der Wahrheit gemäß durchaus zu, daß bei der Kapitalbildung die körperliche und geistige Lohnarbeit von einer gewissen Linie ab gar keine Rolle spielt. Was ich als Leiter meiner Fabrik als Gehalt empfangе, oder was ich mir dafür rechnen kann, ist das, was die hierzu erforderlichen Fähigkeiten auf dem Arbeitsmarkte kosten; was die Fabrik oder ich als Teilbesitzer darüber hinaus verdienen, ist lediglich Produkt des Kapitals als solchen und der gesellschaftlichen Zusammenhänge. Wenn wirklich die geistige Arbeit bezahlt würde, warum sind denn die großen Denker nicht immer die Reichsten, warum sind sie im Gegenteil immer die Ärmsten gewesen? Von einem gewissen Punkte ab ist die Lust und der Zeitaufwand beim Denken für den reinen Geschäftsmann sogar höchst nachteilig. Wer über die Ursachen und den Zusammenhang der Dinge, die ihn umgeben, grübelt oder gern hinter Büchern sitzt, die sich nicht mit Soll und Haben befassen, der wird weit weniger erwerben, als ein anderer, der diese Dinge einfach nimmt, wie sie ihm vorkommen, und sie nur daraufhin ansieht, ob und wie sie ihm zum Gelderwerb nützlich sein können.

Hinsichtlich des brennendsten Teiles des heutigen sozialen Problems, der Lohnarbeit, ist also die Summe der vorgetragenen zwei Thatfachen die: weil der staatliche Gesamtarbeitsprozeß ein untrennbares Ganze darstellt und der einzelne Arbeiter dabei nicht in dem Maße gelohnt wird, wie er zum Ergebnis desselben beiträgt, so ist der Staat dem Arbeiter weiter verpflichtet, als aus dem heutigen unfreien, auf den bloßen Zufall des Angebotes und der Nachfrage gegründeten Arbeitsvertrag folgt.

Aber die Erkenntnis der Natur und der Ursachen der Krankheit ist verhältnismäßig leicht. Schwerer ist die Erkenntnis der möglichen und wirksamen

Heilmittel. Anders stellt sich hierzu der Arzt, anders der Charlatan. Wenn jemand an Zahnschmerzen leidet, so wird der Arzt, je nachdem, einer Wucherung, einem gestörten Blutumlauf, einer Nervenerkrankung u. s. w. zu begegnen suchen, oder er wird auch den einen schlechten Zahn entfernen. Vom Doktor Eisenbart kennen wir aus dem Liede ein viel wirksameres Verfahren: er säbelt einfach den Kopf weg, dann sind die Zahnschmerzen allerdings gründlich und für immer beseitigt.

Der Arzt ist die Reichsregierung, der Doktor Eisenbart die Sozialdemokratie. Wir wollen in Kürze beide betrachten.

(Schluß folgt)



Ein Original aus den Befreiungskriegen



er als Leipziger für die Geschichte Leipzigs sammelt — alte Kupferstiche, alte Drucke u. dgl. —, den pflegt es mit besonderm Stolze zu erfüllen, wenn es ihm gelingt, des Originaldruckes einer jener Bekanntmachungen habhaft zu werden, die der russische Oberst Viktor von Brendel, der Stadtkommandant Leipzigs nach der Völkerschlacht und bis in das Jahr 1815 hinein, an die Leipziger Bürgerschaft gerichtet hat. Eine große Anzahl davon findet sich gedruckt in einem in den Kreisen der Historiker wohl nicht genügend bekannten Buche: Chronologische Übersicht der wichtigsten Begebenheiten aus den Kriegsjahren 1806 bis 1815 von Maximilian Poppe (2 Bände, Leipzig, 1848). Aber alle hat sie auch Poppe nicht gekannt. Eine vollständige oder beinahe vollständige Reihe ist vor einiger Zeit dem Verfasser dieses Aufsatzes in die Hände gekommen.

Aus diesen Bekanntmachungen gewinnt man nicht nur ein höchst lebendiges Bild von den Zuständen Leipzigs in den Monaten nach der großen Schlacht, lebendiger und unmittelbarer, als es irgend eine Schilderung geben könnte, sondern es tritt uns auch ihr Verfasser daraus entgegen, wie er leidet und lebt. Diese Bekanntmachungen sind in mancher Beziehung, namentlich in ihrer köstlichen Ausdrucksweise, Seitenstücke zu gewissen Erlassen und Bescheiden Friedrichs des Großen, Armeebefehlen und Briefen Blüchers und ähnlichem. Daher stammt auch ihre Berühmtheit und ihre Schätzung in den Kreisen der Sammler. In weitem Kreise ist aber wohl noch wenig davon bekannt geworden, und so werden die nachfolgenden Mitteilungen daraus vielleicht manchem willkommen sein.

Grenzboten I 1890

63